

Der Paladin.

Von Horace Knechtly Dorell.

(16. Fortsetzung.)

Aus dem Adreßbuch erfuhr Effter, daß Mrs. Tower noch immer in Wimpole Street wohnte, und als sie dort ankam, bemerkte sie, daß das Sanatorium durch Verbindung mit dem Nebenhaus vergrößert worden war. Ein elektrischer Brougham stand vor dem Tor, ein Hansom hielt gerade ein paar Schritte weiter und ein Doktor stieg aus, eine schwarze Tasche in der Hand. An einem der offenen Fenster stand eine Pflegerin, in Blau und Weiß gekleidet, und lächelte heiter. Effter konnte kaum glauben, daß mehr als zwei Jahre vorübergegangen waren. Aber es überließ sie kalt und sie wurde ganz blaß, als ihr Blick auf das Fenster fiel, hinter dem damals die arme Sabrina gestorben war. Und in diesem Augenblick fühlte sie sich so schwach und elend, daß sie am liebsten sofort umgelehrt wäre. Ihr Temperament spielte ihr immer solche Streiche. Wie das Quecksilber stieg es in die Höhe, wie das Quecksilber sank es ebenso rasch.

„Was ist doch für eine feige Nennme bin!“

Sie läutete die elektrische Glocke, ein Horreter Diener — ein neuer Beweis, wie gut es gehen mußte — öffnete ihr und sagte, er würde sie sofort bei Mrs. Tower melden. Eine halbe Stunde verging. Effter war nicht bestellt, und Mrs. Tower gehörte zu den beschäftigten Frauen Londons. Effter sah in demselben Zimmer, ja in demselben Sessel, in dem sie damals auf Dr. Kapier gewartet hatte, dessen charakteristischen Kopf sie genau so deutlich vor sich sah wie an jenem unvergeßlichen Tage. Was hatten ihm wohl die zwei Jahre gebracht?

Da trat Mrs. Tower ein, noch massiver, noch tollfoller als damals. Effter entsand aller Mut bei ihrem Anblick.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Miß Lovell?“

„Ich suche Arbeit, Mrs. Tower. Ich verheißt von der Krankenpflege gar nichts, müßte also von unten anfangen. Meine Freundin Miß Lovell hat zu Ihnen von mir gesprochen, aber das haben Sie wohl schon vergessen?“

„Das nicht, aber...“

Aber Sie werden mit solchen Bitten wahrscheinlich immerfort besäßig. Ich dachte mir trotzdem, vielleicht ist durch Zufall etwas frei und Sie können mich brauchen, und ich bin auf zum Glück bereit.“

Mrs. Tower nickte. Effters wohlklingende Stimme zog sie an; Effters Hände, die ihr ganz danach ausliefen, als könnten sie niemals ungeschickt sein, erregten ihre Aufmerksamkeit.

„Ich glaube nicht an Zufall,“ sagte Mrs. Tower. „Miß Lovell war, glaub ich, eine Menschenkennerin. Sie waren in Rompante?“

„Ja, wir hatten einen Modelfaden, aber Duobio richteten mich zugrunde. Ich war zu leichtgläubig und vertrauensselig; zum Schluß wurde alles gepfändet.“

„Und dann?“

„Dann ging es bergab. Zuerst war ich Schauspielerin in der Provinz und blieb plötzlich ohne einen Penny in Bristol sitzen. Dann kam ich in einen Laden. Dann wurde ich krank. Es waren furchtbare Zeiten. Aber jetzt bin ich wieder gesund und habe gerade so viel, um eine Woche leben zu können.“

„Ich will es mit Ihnen versuchen,“ sagte Mrs. Tower. „Die Arbeit wird Ihnen nicht zufügen, aber Sie werden sie leisten.“

„Ich nehme dankbar an, was Sie mir anweisen, Mrs. Tower.“

„Selbst wenn es etwas ist, was Sie andern nicht tun wollen?“

„Selbst dann.“

Mrs. Tower reichte ihr die Hand und fuhr fort: „In diesem Hause hängt Leben und Tod an einem Haar, und ich verlange von jedem, der hier beschäftigt ist, das Beste, was ich leisten: Gehorsam, Pünktlichkeit, Reinlichkeit, Selbstbeherrschung und Getreue. Wenn eine Pflegerin sterbende Patienten pflegen hat, so darf ihr Patient nichts davon ahnen; wenn sie sich noch so elend fühlt, muß sie lächeln. Das ist Klosterdisziplin.“

„Wann darf ich kommen?“

„Morgen.“

Miranda stellte eine Menge Fragen: wieviel sie bezahlt bekomme, was sie zu tun habe.

„Ich werde annehmen, was Sie mir gibt, und tun, was Sie mir aufträgt,“ antwortete sie.

„Du mein Güte! Wie Ihnen aller Mut abhanden gekommen ist, Effter!“

In diesem Augenblick ließ Harry plötzlich gerade meinen Brief.“

„Es ist nur ein Trost, daß er bald hier sein wird.“

„Sie haben versprochen, mich nicht zu verlassen, Miranda!“

„Doch! Er wird Sie schon ausfindig machen! Er tut mir wirklich sehr weh.“ Ich kann Ihnen

sagen, viele solcher Menschen gibt es nicht.“

„Das ist ja eben. Es ist mir zu hoch.“

„Zum Schluß werden Sie ihn ja doch nehmen,“ sagte Miranda, „warum also nicht am Anfang, das heißt in der Mitte?“

„Doch er mich? Flucht er mir?“

„Ich hoffe es. Um so gefundener wird dann die Reaktion sein. Ich erwarte ihn morgen.“

„An Sonntag werde ich wohl frei sein, so daß wir zusammen spazieren gehen können,“ lenkte Effter ab.

„Das weiß ich noch nicht, ob ich mit Ihnen gehen werde,“ erwiderte Miranda; „am liebsten möcht ich Sie durchhauen. Sie sentimental! Sie! Einfoltdampfen, Sie!“

„Sentimental? Das bin ich doch wahrhaftig nicht, Miranda.“

Miranda lachte.

„Sie waren's, Sie sind's, und Sie werden es immer bleiben,“ behauptete sie. „Dann nehmen Sie den Tee zusammen und gehen Raden dazu. Effter fühlte sich selbstam bewegt: die Wärme, die Atmosphäre, die vertraute Umgebung, Mirandas rundes Gesicht, alles tat es ihr an. Sie wollte lachen und weinen, aber sie lachte nur. Miranda begann von ihrer Familie zu schwärmen.

„Meine Schwester Laura ist wirklich ein ganz wunderbares Geschöpf,“ sagte sie.

„Wie können Sie ihren Namen nur über die Lippen bringen, nach allem, was sie Ihnen angetan hat?“

„Sie ist eine sehr große Künstlerin und eine sehr schlechte Person. Ich bin ungeheuer stolz auf die Künstlerin. Wenn ich an das Entzündete denke, das sie Hunderttausenden von Menschen bereitet hat...“

„Sie hätte Sie aber verhungern lassen.“

„Das glaub' ich selbst.“

„Die ganze Familie scheint Sie abscheulich behandelt zu haben.“

„Ich beklage mich nicht.“

In solchen Augenblicken empfand Effter eine große Bewunderung vor der dicken, ziemlich häßlichen Miranda, deren Enthusiasmus für ihre Familie sie mit Neid und Scham erfüllte. Es ging die Sage, daß der berühmte Charles James Bean seine Frau, die ihn bis zum Schluß anbetete, mißhandelt hatte; Effter war überzeugt, daß Miranda ihrer Schwester Laura die Schande puzen würde, wenn sie es verlangte. Charles Jagg, der ein ganz unmöglicher Mensch, aber der beste Schauspieler Englands war, hatte Miranda schon unglückliche Male so geschrien, daß ihr nichts übriggeblieben war.

Und Harry stieg vor ihrem geistigen Auge auf. Warum durchriefelte es sie nicht bei dem Gedanken an alles, was er für sie getan hatte? Andere Mädchen, darunter vorzügliche Geschöpfe, nahmen die Männer, wie sie waren, mit ihren guten und schlechten Eigenschaften, und dankten dem Himmel, wenn die ersten überzogen. Hätte sie das auch mit Harry tun können, dann wäre alles gut gewesen.

Aber das lag nicht in ihrer Macht.

Am folgenden Morgen wurde ihr die tägliche Arbeit zugewiesen. Sie wurde der Oberschwester im Operationsaal übergeben, die ihr das Alphabet der Krankenpflege, die Reinlichkeit, beibringen sollte.

„Werde ich auch bei den Operationen dabei sein?“ fragte sie.

„Jetzt gewiß nicht. Vielleicht nie.“

Effter lächelte erleichtert. Ihre Vorgesetzte, eine hochgewachsene Frau mit einem strengen Gesicht, blühte sie verächtlich an.

„Komme ich Ihnen so hoffnungslos vor?“ fragte Effter.

„Sie sehen zu fein aus für die Arbeit.“

„Oh, ich bin aber nicht zu fein dazu.“

„Wir wollen es hoffen. Ist das Scheuern und Reiben sehr nach Ihrem Geschmack?“

„Ich habe gelernt, mich selbst abzureiben, als ich drei Jahre alt war.“

„Das ist freilich was. Ich habe Mrs. Tower um ein starkes, gesundes Mädchen gebeten, nicht um eine Dorn. Sie werden von der Bitte auf dienen müssen.“

„Natürlich.“

„Es wird Ihnen nicht sehr natürlich vorkommen. Ganz im Gegenteil. Aber vielleicht will sie sich überzeugen, aus was für Holz Sie geschnitten sind. Das sieht ihr ähnlich. Aus mir laßt sie jedes Quentchen Arbeit heraus.“

„Schant sie sich selbst?“

„Nein, aber sie ist aus Eisen. Doch jetzt kommen Sie zu Ihrer ersten Lektion; ich will Ihnen zeigen, wie man Fußböden, Wände und Zimmerdecken säuert.“

Um halb fünf bekamen die Pflegerinnen in einem besonderen Zimmer ihre Wespel. Effter, die noch kein Kostüm trug, erregte Aufmerksamkeit. Die meisten waren noch

sehr jung; sie lachten und plauderten wie Schulkinder, gingen alle leidenschaftlich gern ins Theater, lasen Romane und interessierten sich für die Mode.

„Die Boa kauft ich mir; es ist zwar nur Wiesel, aber du hättest darauf geschworen, daß es Zobel ist. Morgen kauft ich sie mir.“

„Morgen bist du ja nicht frei.“

„Oh, der Überlebens die Nacht nicht.“

Effter hoffte, daß man nicht gehen hätte, wie sie zusammengezuckt war.

„Der“ war nämlich der Patient, ein höherer Offizier in der Kavallerie.

„Ich hab' eine fürchterliche Nacht gehabt,“ sagte eine andere junge Pflegerin mit kräftigen, roten Wangen; „ich konnte mich absolut nicht recht machen. In der Früh war ich todmüde. Reichen Sie mir das gebaute Brot, bitte! Dank! Schön.“

„Die Launen und die Unkonformität der Patienten laß ich mir gern gefallen,“ bemerkte eine andere, „aber wenn der behandelnde Arzt einen ausschließt, weil der Patient sich nicht ruhig verhält, das nenn' ich hart.“

„Dr. Kapier tut das nie.“

„Kommt Dr. Kapier noch zuweilen her?“ fragte Effter die Pflegerin, die neben ihr saß.

„Gewiß. Kennen Sie ihn?“

„Ja, ich hab' ihn zweimal gesprochen.“

„Er ist ein ausgezeichnete Arzt, aber ein kalter Mensch, der richtige Gesichtspunkt, wenn es sich um Frauen handelt.“

„Ist er verheiratet?“

„Keine Idee. Der kennt und Frauen zu gut. Er hat sich ein Privatsanatorium in seinem Haus in Harley Street eingerichtet, wo er auch ein wunderbares Laboratorium haben soll. Er ist ein großartiger Operateur, den möcht' ich gern einmal bei der Arbeit sehen.“

„Möchten Sie das wirklich?“ fragte Effter.

„Das wäre Ihnen widerlich, was? Na, warten Sie nur, das werden Sie sich schon abgewöhnen. Ich bin auch zweimal in Ohnmacht gefallen, als ich ins Spital kam. Das war vor vier Jahren — wie bin ich da verwickelt worden!“

„Kennen Sie alle in den öffentlichen Spitälern?“

„Die meisten. — Ich habe gehört, daß Sie sofort hier angenommen wurden — Sie haben wohl Protestation?“

„Kein.“

„Das ist merkwürdig. Aber dieselbe gehören Sie zu den Glückseligsten.“

„Dazu könnte ich mich wahrhaftig nicht rechnen.“

„Na, wenn Sie nur dahinschauen, werden Sie zufrieden sein. Man muß hier freilich tüchtig arbeiten, aber es ist die beste Pflegerinnen-Schule in England.“

Effter war todmüde, als sie zu Bett ging, aber nicht unglücklich.

In einem Teile von China herrscht unter den Dorfbewohnern die Geisteskrankheit, daß sie, wenn es ihnen unklarheitbewußt scheint, ihren Körper herausholen und ihn tüchtig durchsprüngen — so geben sie ihm zu verstehen, daß er sich nicht gut ausgeführt hat und sich in Zukunft bessern müsse. Auch im menschlichen Leben gibt es Zeiten, in denen wir unser Ich ähnlich behandeln. Wir holen es hervor, sehen es, wie es wahrhaftig ist, und geben ihm eine Tracht Prügel.

Nachdem unser Paladin Effters Brief gelesen hatte, litt er bittere Qualen, aber er tat es in dem Augenblick, ja sogar noch viele Stunden später, nicht den Ohren in seinem Inneren, sondern die weiterwärtigen Effter. Auf die war er während.

(Fortsetzung folgt.)

Schwindel.

Effter von Henri Savohan.

Nicht zum ersten Male zog das Luftschiff, das vom Trocadero aus abging, die Blitze der neugierigen Frau du Challa an. Ost genug hatte sie ihrem Manne den Wunsch geäußert, eine Fahrt zu machen. Er hatte ihr immer erwidert: „Aber natürlich, wenn Du willst“, aber es war bei dem Versprechen geblieben und sie sagte sich: „Dann werde ich allein aufsteigen.“

Nie war aber dies Verlangen so gewesen, als an jenem Sonntag, an dem Frau du Challa um sechs Uhr nach Hause kam, nachdem sie den Tag damit verbracht hatte, bei einer Freundin in „Parfait“ zu spielen. Als sie durch die Avenue Küber schritt, sah sie das Luftschiff herneubereiten und sie wußte, daß es gleich für eine neue Abfahrt gerüstet werden würde. Sie verlag Titulle und die Graalritter und ihr Entschluß war gefestigt. Ohne noch einen Moment zu überlegen, besorgte sie sich ein Bonnet und hand gleich darauf am Landungsplatz. Ein Dutzend Reugieriger schen auf der Terrasse eines sehr leeren Cafés und die unbeschäftigten Kellner gähnten, die Nase in der Luft.

Zeit war das Luftschiff gelandet. Tausend und mit einer Hast, die sie aus Eigenliebe gern vorzöge hätte, wurde es von den Reisenden verlassen und mit elefantenhafter Grazie schaukelte das Ungeheuer nach rechts und links und schien ungeduldig, sich wieder in die Lüfte zu erheben.

Eingeschlossen bestieg Frau du Challa die Gondel, fünf Personen folgten ihr: eine spanische Familie, Vater, Mutter und ein Kind, ein kleines, sechsähriges Mädchen, dann ein Engländer und ein Marineoffizier.

Die Führer hatten schon Platz genommen, das Abfahrtsignal war bereits gegeben, als sich noch eilig ein Reisender näherte und in die Gondel sprang. Frau du Challa blinnte den Neugekommenen an, und konnte einen leichten Anstoß des Staunens und des Mißbehagens nicht unterdrücken, als sie den Baron Paul Montour erkannte. Zu der Unannehmlichkeit, von einem Freunde ihres Mannes gesehen zu werden, gesellte sich noch ein anderer, erstere und tieferer Umstand. Montour hatte ihr acht Monate lang eifrig den Hof gemacht, und sie hatte ihn sehr energisch verabschiedet. Dabei waren ja harte Worte gefallen, daß Frau du Challa sie nachher fast bedauert hätte, und deshalb empfand sie jetzt ein wirkliches Unbehagen, als sie sich diesem Manne, den sie nur als Feind betrachtet mußte, gegenüber befand.

Sie wandte den Kopf ab; sie hoffte von ihm noch nicht erkannt worden zu sein und rechnete darauf, daß der junge Mann sein ganzes Interesse dem Aufstieg zuwenden würde. Er aber, der nicht drei Schritte von ihr entfernt stand, wußte nach einigen Sekunden ihrem Blick zu begegnen und mit einer tadellosen Liebenswürdigkeit grüßte er sie. Das Liebel war gegeben. Frau du Challa dankte ihm höflich, aber nicht zu liebenswürdigem Kopfnicken, und da sie die Dinge so beendet glaubte, beschloß sie sich mit dem wunderbaren Schauspiel, das sich zu ihren Füßen abrollte.

Sie hielt sich an einem der Spannseile fest und vertiefte sich in den leuchtenden Abgrund, in dem Paris immer mehr zu verschwinden schien, ein Paris, wie aus einer Spielzeugschachtel, mit Laufenden von Poppenhäusern, da und dort ein grünes Fleckchen, welches das Bois de Boulogne oder die Tuilerien darstellte, und ein schmaler, grauer Streifen, der die Seine war. Der Effter wußte um so kleiner, je höher das Luftschiff stieg. Ja, um ihn zu betrachten, mußte man jetzt die Weltentente. Eine sehr leichte Weife, vielmehr der Hauch einer Weife kam von Zeit zu Zeit, um schmeichelnd über die Gesichter zu gleiten.

Frau du Challa sagte nichts; sie dachte an nichts; sie hatte die Empfindung, als ob alles stillstände: ihr Herz, ihr Denken, die Zeit. Eine fürchterliche, eigenartige, ihr sehr unbekannte Angst bedrückte sie so jetzt, daß sie fürchtete umzuwallen, aber trotzdem blieb sie, von Schreden erstarrt, steif und taftlos vor diesem herrlichen, erhabenen Schauspiel stehen. Wie im Traum hörte sie neben sich sprechen, die Luftschiffer gaben den Reisenden Erklärungen. „In welcher Höhe sind wir?“ fragte jemand.

„Wierhundertfünfundfünfzig“ wurde geantwortet.

Nach und nach fühlte Frau du Challa, wie sich alles mit ihr drehte. Es war nicht der Schwindel, wie man ihn auf einem Ballon empfindet, nein, es war der Schwindel der Hölle, der Unermesslichkeit, des Gefühls, weit von allem entfernt zu sein, fast ein fester Schwindel, und voller Ungeheuer wühlte sie wieder den festen Boden zu erreichen. Da bemerkte sie, daß der Baron neben ihr stand und mit ihr sprach. Ihre Berausung war so groß, daß

keine Bewegung der Abwehr machte und auch das Unbehagen, das sie empfand, auf ihrem Gesicht nicht kundgab. Sie machte sich klar, daß es von neuem eine Gefahr lief, aber ogleichzeitig, bei dem Gedanken der wohlthuenden Umlenkung, die ihr diese neue Gefahr brachte, hatte sie nicht den Mut, sich ihr zu entziehen.

„Sie sind bleich, gnädige Frau“, sagte Montour. „Ist Ihnen nicht gut?“

Sie antwortete durch eine freundliche Kopfbewegung mit „nein“, und sie fühlte, daß dieses „Nein“, und die Art dieses „Nein“ nicht verstanden würde, dem jungen Manne Mut zu einer weiteren Unterhaltung zu geben. Und in der Tat, ohne eine Minute zu verlieren, erinnerte er sie an den Augenblick, in dem sie so streng gegen ihn verfahren war, an die gute Zeit, wie er sagte und an den Sommer, in den sie ihn verlegt hatte. Zwei Reisen, eine gleich nach der anderen, nach Italien und Schweden, eine warme und eine kalte, hatten ihr nicht trösten können. Wüßte er nicht, daß es der Zufall gewollt, daß sie jetzt beide allein waren... Sie hörten mit doch zu?“

Gang verweigerte laut sie seine feinen Worten. In diesem Augenblick sagte jemand hinter ihr: „Es geht abwärts, Donnerwetter, geht das aber schnell.“

Sie bemerkte jetzt, daß der Baron seine Hand auf ihre gelegt hatte und sie dachte: „Ja, es geht wirklich abwärts.“ Diese Empfindung des Gemüthsseins war sogar sehr unangenehm... Der Baron sprach jetzt ganz leise, energisch und leidenschaftlich, und die Worten: „Sich wiedersehen... wann?“... Sie nicht so verlassen“ wiederholte er beständig, während die große Hand die seine festhielt.

„Wir haben die Hälfte Weg zurückgelegt“, sagte einer der Luftschiffer. „Es sind nur noch vier Minuten.“

„Nur noch vier Minuten“, sagte sich der junge Mann. Also zögerte er nicht mehr und nutzte jeden Augenblick aus. Und was er in den letzten vier Minuten an Bedenken und Lieberbedenkungen geäußert, um einem Opfer das Verprechen zu einem Rendezvous zu entziehen, können nur die begreifen, die sich bei einer ähnlichen Gelegenheit mit der geliebten Frau mehrere hundert Meter über der Avenue Küber befanden. In diesen letzten Augenblicken machte Frau du Challa keinen Versuch des Widerstandes. Als sie die Gondel verließ, hatte sie ein Lächeln voller Verwunderung auf den Lippen und nachdem der Baron sie noch einige Schritte begleitet hatte und auf „Wiedersehen morgen“ sagte, blühte sie ihm ruhig ins Gesicht und antwortete: „Ich werde da sein.“

Kaum war die junge Frau zu Hause angekommen, als sie sich in ihr Zimmer einschloß, als ob sie sich schon vertrieben müßte. Sie blühte in den Spiegel und sah nicht nur ihr größtes, hübsches Versehen, sondern bis in die Seele hin sie hinein. Sie war siebenundzwanzig Jahre, goldblond, sie hatte graublau, scharf darstellende Augen, einen langen, stolzen Hals, und die mädchenhafte Figur schien zu leugnen, daß sie schon Kinder hatte. Nun ließ sie all ihre guten Eigenschaften, mit denen sie sich begab wußte, an sich vorüberziehen, und nicht ohne Stolz sagte sie sich, daß sie trotz aller Verwundungen ihren Mann nie getäuscht hätte. Und jetzt! Frau du Challa kam sich schon wie eine Sündlerin vor. Wie hatte sie dem Baron nur zugehört und ihm das Rendezvous, um das er sie bat, heimlich kommen? Wenn sie hatte ihm zugestimmt, sich morgen um halb drei in der asphaltierten Abteilung des Louvre, vor den Flachreliefs des Palastes Karfabad mit ihm zu treffen. Das Verprechen war gegeben. Aber konnte sie ihren Mann, ihren Mann, den sie liebte, betrügen? Denn schließlich war der Grund von Schwindel erfährt, gelöst zu sein, nicht schuldig. Sie löste die Klingen, dann einen Männerhemd, und sie lag zur Tür. Sie umarmte Herrn du Challa so flüchtig, daß, wenn er auch an einen herzlichen Empfang gewöhnt war, er doch eine Lieberbedenkung empfand. Er fragte nach der Ursache dieses Empfanges, und in wenigen Worten, in schüchtern, bereuender Offenheit, erzählte sie ihm alles.

Er lächelte, er schalt nicht; er war ein sehr kluger, sehr gültiger Mann.

Doch nach ihrem Geständnis fragte die junge Frau besorgt: „Ich habe nun doch versprochen, in den Louvre zu gehen, muß ich es tun?“

„Es ist zu weit“, versicherte Herr du Challa und verschloß ihren Mund mit einem Kuß.

„Du verzeihst mir, wirklich?“

„Wenn Du Besserung gelobt“, versetzte er lachend.

Am nächsten Morgen, als Frau du Challa Briefe gedruckt wurden, sah sie auf einem Umschlag eine ihr unbekannte Schrift, bei der sie unwillkürlich erzitterte. Ihr Mann, der diese Bewegung gesehen hatte, bat sie, den Brief zu öffnen und obgleich sie von einer gewissen Ängstung erfüllt

war, reichte sie ihn doch mit größter Bereitwilligkeit. Herr du Challa öffnete, und während seine Frau begierig nach seinen Mienen spähte, las er folgendes:

„Gnädige Frau!

Ich bin zu sehr Kavaller, um eine Einwilligung zu mißbrauchen, die ich eher dem Schwindel als mir selbst verdanke; dann erinnere ich mich auch wiederum zu grausam ihrer einstigen Strenge. So gleich ich vor, Sie Ihre Worten zu entbinden und teile Ihnen mit, daß ich heute zu dem von Ihnen bewilligten Rendezvous nicht kommen werde.“

Wenn Sie erlauben, wird es meine einzige Sache sein, daß ich den seltenen Mut habe, die Aussichten auf ein Glück, das Sie mir versprochen, zurückzuweisen.

Ich empfehle mich Ihnen mit vorzüglicher Hochachtung

Montour.“

Beim Zusammenfallen des Briefes konnte du Challa eine Grimasse nicht unterdrücken und als sich seine Frau über ihn neigte und fragte: „Was gibt es? Doch keine Unannehmlichkeit“, überlegte er schnell, daß die nettesten Frauen mit den besten Absichten doch seltsame kleine Wesen sind, die man nicht genug gegen sich selbst schütten kann und daher antwortete er, indem er den Brief einsteckte:

„Nichts von Bedeutung, Liebling, er sagt, daß er Dich vergittert und Dich pünktlich erwarten wird.“

„Er kann lange warten“, erklärte die junge Frau. Zwischen ihren schmeichelnden Zähnen brach ein triumphierendes, vergnügtes Lachen hervor. Sie warf sich ihrem Manne in die Arme:

„Jetzt bin ich auch schwindlig, aber vor Glück. Und morgen gehen wir beide und ein Rendezvous im Louvre.“

Am Hofschalter.

Am Hofschalter für postlagernde Briefe in einer süddeutschen Stadt erscheint ein Herr. „Bitte schön, X. Schadow hier“ (vielleicht für Unterbuben, wie sie unter Modell vorzöge, eine große Nase; etwas abgedeckte Schmeichelei dient zu der kleinen Nase nehmlich Holzstragen. In Verbindung mit dem leichtgewichtigsten Mod ist sich somit eine prächtige Toilette für Gesellschaftsmede herstellen, zu der man für mittlere Figuren 30 Zoll Material bei 30 Zoll Breite braucht. Das Schnittmuster ist in 6 Größen von 32-42 vorräthig.)

„Bitte schön“, sagt der, aber eigentlich hätten Sie mit dem Brief doch gleich gehen können.“ „Warum?“ erwidert gelassen der logische Herr Hofschalter, „wenn 20 Personen von Ihnen am Schalter gestanden hätten, hätten Sie ruhig gewartet und sich nicht beschwert. Warum also jetzt?“

Ganz Richter in Verlegenheit.

Es war im Jahre 1866, Richter damals 24 Jahre alt, wollte bei Richard Wagner in Triebföhen. Nach seiner eigenen Erzählung habe er, damals noch außerordentlich schön und verlegen, die Verpflichtung gefühlt, zur Behebung der Unterhaltung beizutragen, bei solchen Versuchen ungeahnt Qualen erlitten, da ihm durchaus kein „interessantes Thema“ einfallen wollte. Eines Tages glaubte er ein solches gefunden zu haben und fragte mit schüchternem Stimm: „Würden Sie mir wohl sagen, Herr Wagner, welche Oper Sie vorziehen: Tannhäuser oder Tristan?“ Worauf dann Wagner in ein unbändiges Lachen ausgebrochen sei und, als er sich endlich davon erholt, erwidert habe: „Mensch — wie können Sie eine so unsinnige Frage an mich richten?“

Spruch.

Den Menschen, der noch nie gelacht, Nie einen dummen Streich gemacht, Will stets ich achten, doch er bleibe Will immer hundert Schritt vom Teufel.

— Abhilfe. Bauer: „Der Holzerpferd ist die Nacht in betrübtem Zustande in das Wasserloch hineingefahren, das gegen alle Vorkehrung nicht eingegäumt ist, und betnade darin ertrunke... Hoffentlich weiß die Gemeinde nunmehr, was sie zu tun hat.“

Polizist: „Freilich! Der Trunkenbold kommt auf die Säuerleis“, daß er nirgendwo mehr was eingekerkert triegt!“

— Die zwei eingebildeten Kranken. Besuchterin: „Das Baby muß doch unbedingt krank sein, daß es den ganzen Tag schreit.“ Mutter: „Ach wo, dem fehlt abolut gar nichts, der Arzt hat mir's bestimmt versichert! Das ist ein Erbteil von meinem Mann — aber bildet sich auch immer alle möglichen Krankheiten ein!“

— Im Alpenwirtschhaus. Tourist (der wegen des unaufhörlichen Regens mit den Reisegefährten Stat spielt): „Zum Ausdud, jetzt möchte ich aber wirklich wünschen, es würde endlich aufhören zu regnen. Das ist ja einfach trübsal — ich verliere immerzu!“

— Druckfehler. (Aus einer Zeitung.) — Den großartigen Festzug eröffnete eine prächtige Schützenkolonne.

Unsere Schnittmuster - Offerte

Jedes Muster 15c

Modernes Dreiecksmuster, No. 7728

Hoch alle modernen Kleider sind heute aus zwei oder mehreren Stoffen gearbeitet; das meint für diejenigen, die ihre Kleidung selbst herstellen und vorhandenes Material, keine Reste in Seiden und Spitzen zu verwenden wünschen, großen Vorteil. Der Schnitt No. 7728 eignet sich besonders zur Herbeiarbeitung eines nicht mehr auf der Höhe stehenden Kleides unter Berücksichtigung der Anwendung von Spitzenresten und vorhandener Stoffreste, bis zum dritten Gürtel



7728

effektiv verwendet werden können. Moderte und figurirte Seidenstoffe sind für Nachmittagskleidern am begehrtesten. „Shadow Lace“ spielt für Unterbuben, wie sie unter Modell vorzöge, eine große Nase; etwas abgedeckte Schmeichelei dient zu der kleinen Nase nehmlich Holzstragen. In Verbindung mit dem leichtgewichtigsten Mod ist sich somit eine prächtige Toilette für Gesellschaftsmede herstellen, zu der man für mittlere Figuren 30 Zoll Material bei 30 Zoll Breite braucht. Das Schnittmuster ist in 6 Größen von 32-42 vorräthig.)

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Entsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 15 Cent für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribune Pattern Dept
1811 Grand St.

Der „Omaha Tribune“ Coupon

Sch wünsch e Muster No.

... Zoll Brust oder Taillenummaß.

(Nehmen ... bei Kinder (wachsen))

Name

No. Straße

Stadt

— Der geberdete Wildb die b. Gefängnisdirektor: „So, Kellian, jetzt kannst du deine Freiheit antreten. Aber laß dir die ausgestandene Haft zur Warnung sein und dich von der Leidenschaft zur Wildb dieberei nicht mehr hinführen. Du bist Familienvater und bist deiner guten Frau und deinen unmlündigen Kindern mehr Rücksicht schuldig. Wie leicht könntest du bei einem ähnlichen Falle zum Mörder werden oder im verzweifelten Kampfe mit dem Fortspersonal selbst dein Leben einbüßen! Was würdest dann aus deinen Frau und deinen armen Kindern werden?“

Kellian (zu Tränen gerührt): „Ach ja, gnäd' Herr Direktor, ich seh' es ein, Sie meinen's recht gut mit mir. Doch lassen's nur gut sein, ich bin nöt' unkontrollbar: den ersten Repphod, den ich schief, den bring' ich Ihnen!“

— Gasoppi. Stroch (zum Schuchmann, der auf sein Hüßgeschrei herbeiläuft): „Bleiben Sie nur da, Herr Schuchmann, ich habe meine Wette verloren.“

„Was für eine Wette?“

Stroch (Reichaus nehmend): „Doch ich kein Schuchmann treten lassen würde, wenn ich ein Hüße riecht!“

— Zwang's Lage. Onkel (entruftet): „Ungläublich! Will mich der Junge annehmen und kommt in einer Droschke vorzufahren!“

Neffe: „Einsige Möglichkeit, herber zu gelangen, Onkel! Komme in den Hausgärten nicht über die Straße gehen — und meine Stiefel sind beim Schufter!“